

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Schulblätter
Band: 9 (1843)
Heft: 1-2

Buchbesprechung: Johann Jakob Wagners kleine Schriften

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

als Grund, z. B. in Gärten bedarf man gute Erde, guten Grund; c) die Oberfläche dieses Weltkörpers, den Boden oder Erdboden; d) das Land, im Gegensätze vom Meer. — Hier ist das Wort in der zweiten Bedeutung zu nehmen.

18) „Der Arme“ heißt so viel als der Beklagenswerthe, der Unglückliche. So sagen wir z. B. häufig von einem Kranken, der sehr zu leiden hat: „Du Armer!“

II) Auslegung. Dem jungen Adler ist ein ungehorsames Kind ähnlich, das die Warnungen der Altern nicht achtet und sich dadurch schwere Folgen zuzieht oder sich unglücklich macht.

[Fortsetzung folgt.]

Johann Jakob Wagners kleine Schriften, herausgegeben von Philipp Ludwig Adam. Mit des Verfassers Bild in Stahlstich. Ulm, Stettinsche Buchhandlung 1839. 1ter Theil XIV. und 396. S. 2ter Theil VII. und 418. — Auch unter dem Titel: Strahlen deutscher Weltanschauung I. und II. Dichterschule von Johann Jakob Wagner. Ulm, Stettinsche Buchhandlung, 1840. 8. XVI. und 494. S.

Johann Jakob Wagner gehört unstreitig zu den interessantesten Erscheinungen in der literarischen Welt, und wenn er auch nicht zu den großen Baumeistern zu rechnen ist, deren Werke ihnen Unsterblichkeit zusichern, wenn er in keiner Weise neben Kant, Schelling und Hegel zu sezen ist, welche große, dauernde und fortwuchernde Revolutionen hervorgebracht haben; so hat er doch noch immer des Großen und Eigenthümlichen genug, daß er verdient, auch nach jenen großen Helden genannt zu werden. Die größte Bedeutung Wagners ist jedoch nicht in seinen Schriften zu suchen; so vielfach und zum Theil wichtig dieselben auch sein mögen, so würden sie dem Manne doch wohl kaum den Namen errungen haben, den er so viele Jahre hindurch behauptete. Sein

größtes Verdienst liegt in seiner Stellung als öffentlicher Lehrer. Er war mit Allem ausgerüstet, was eine solche Stellung fruchtbar machen konnte. Die Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit seiner Kenntnisse, der geistreich den verwickelten Stoff immer bemeisternde Vortrag, die ausgezeichnete Gutmuthigkeit seines Charakters, Alles dies zog die Jünglinge unwiderstehlich an, deren Lernbegierde er gleich gut zu wecken und zu fesseln verstand. Mit seiner vollendeten Kunst, allen Verhältnissen des menschlichen Lebens und Wissens eine schöne, geistreiche, interessante Seite abzugewinnen, wirkte er auf seine Zuhörer höchst vortheilhaft ein, da er ihnen den Beruf, dem sie sich zu widmen entschlossen hatten, immer anziehend zu machen wußte. Zwar hat Wagner keine Philosophen erzogen, keine eigentliche Schule bilden können, aber dagegen tüchtige Juristen, Mediziner und selbst Theologen, die alle mit entschiedener Liebe an ihm hingen und noch heute sein Andenken segnen. Wagner war, um es mit Einem Worte zu sagen, vor Allem auffregend, zunächst auf die Phantasie seiner jungen Freunde und durch diese auf ihre Willenskraft wirkend, aber nicht durch sein System, nicht durch seine Philosophie, sondern durch seine immer jugendliche Heiterkeit, das geistreiche Spiel seines Witzes, durch seinen oft kostlichen Humor, weshalb er denn auch nur wenige seiner Zuhörer zum Studium der Philosophie herangezogen hat.

Aus dieser kurzen Charakteristik wird es begreiflich, daß in Wagner der Schriftsteller bei weitem nicht so hoch stehen kann, als der Lehrer; es konnten sich in den schriftlichen Darstellungen bei weitem nicht alle und gerade die wichtigsten Elemente seines Wesens mit der Lebendigkeit entfalten, wie im mündlichen Vortrage, im persönlichen Umgange, er durfte sich dem Schwunge seiner immer regen Phantasie nicht überlassen, oder wo er es dennoch that, so geschah es eben auf Kosten der Darstellung, welche dadurch eben so viel verlor, als der mündliche Vortrag gewann.

Zwar sind auch die schriftstellerischen Produktionen Wagners immerhin bedeutend, geistreich und wie seine mündlichen Vorträge anregend; sie sind voll neuer und oft wahrer Gedanken, aber wohl nicht immer erschöpfend, und am wenigsten in ihrem systematischen Zusammenhang befriedigend. Ja, es scheint uns, daß er gerade dann unerquicklich ist, wenn er seine Ansichten in die seltsamen und gewiß nicht selten willkürlichen Formen schraubt, die er auf dem Wege der Spekulation gefunden oder besser erfunden hat. Diese Formen sind wie das Bett des Prokrustes; damit die Ideen oder die Erscheinungen hineinpassen, müssen sie verrenkt oder verstümmelt werden. Wir ziehen daher unbedingt alle diesenigen Aufsätze vor, in denen sich der Verfasser seiner angeborenen Beweglichkeit überläßt, und sich nicht immer schüchtern nach seinem System umsieht.

Die kleinen Schriften Wagners, deren Herausgabe wir seinem Schüler, Herrn Adam, zu verdanken haben, enthalten sehr viele interessante und beherzigenswerthe Bemerkungen über die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens, des Staats und der Wissenschaft. Wir können hier natürlich die sämtlichen in den kleinen Schriften gesammelten Aufsätze nicht berühren, gerade weil ihr Inhalt so mannigfaltig ist; wir wollen uns auf die Ideen über Musik (Th. I. S. 94 — 204) aufmerksam machen, von denen der Herausgeber wie der Verfasser selbst mit Recht sagt, daß sie zu dem Lebenvollsten in seinen Werken gehören. In dem Aufsatz: Die Centralregierung und die Gemeindeverwaltung (Th. I. S. 237) wird einfach und klar dargethan, daß die deutschen Regirungen — „was zwar paradox klingen mag, da sie sich so gerne und so oft auf das historische Recht beziehen, aber nichts desto weniger wahr ist“ — um die Kenntniß des Wirklichen unbekümmert,

Gesetze für dieses a priori aufstellen, denen, wenn auch nicht immer die innere Nothwendigkeit, doch wenigstens die äußere Anwendbarkeit fehle“ (ein Wort, das Wagner selbst hätte beherzigen und auf sich anwenden sollen.) Schlagend wird in den „Gesetzgebungsbüchern“ auseinandergezettet, wie wenig die ächte Gesetzgebung gedeihen könne, wo das Gesetz sich nicht aus dem Volke selbst entwicke, ja selbst vom Familienleben ausgehe. In unsren Gesetzbüchern, sagt er, sind zwei negative Begriffe — Verbrechen und Strafen — in zwei Reihen neben einander gestellt, ohne des Positiven, auf welchem Beide beruhen, zu gedenken. Dieses Positive sei aber ein System der Pflichten und Rechte des Bürgers. Da unsere Kriminalgesetzbücher auf ein solches System nicht begründet sind, so erscheinen sie dem Verfasser mit Recht als Taxzettel von Verbrechen und Strafen, als Preiscuranten, in welchen leicht aufgefunden werden könne, welches Verbrechen z. B. für den Preis von vier Wochen Zuchthaus zu haben sei, da sie eben ihre Stärke darin gesezt hätten, die Strafen der Quantität nach in genaues Verhältniß mit der angeblichen Quantität des Verbrechens zu setzen und durch diese sorgfältige Gradation wahre Preislisten der Verbrechen geworden seien. —

Ueberall begegnen wir einem freien, nach dem Höchsten strebenden Geiste, und nirgends ist die Absicht des Verfassers zu erkennen, den Menschen in allen seinen äußern und inneren Beziehungen zur Herder'schen Humanität zu leiten.

Die Aufsätze über Poesie und Literatur sind, wie die übrigen auch voll geistreicher Ideen, die freilich oft eben nur geistreich sind, und eine nähere Prüfung nicht immer aushalten. Es sind Funken des Geistes, die auf dem Katheder vollkommen an ihrem Orte sind, weil sie das Nachdenken anregen, die Seele beschäftigen, mit einem Worte Leben und Thätigkeit in den Zuhörern hervorrufen, so daß es am Ende nicht viel auf sich hat, wenn sie auch an und

für sich nicht stichhaltig sind. Das, was an ihnen wahr und gut, bleibt dem Geiste der Zuhörer eingeprägt, während das Mangelhafte verschwindet und eben wegen seiner Mängelhaftigkeit vergessen wird. Wenn der Funke nur zündet, so ist es ja ganz gleichgültig, was aus ihm selbst wird.

Die Ansichten deutscher Poesie sind voll solcher Funken, die nur zum Theil zur Flamme werden; andere blenden für den ersten Augenblick, aber wenn man sie recht ins Auge fassen will, verschwinden sie sogleich oder necken wie Frölicher den Betrachter. Interessant sind die Bemerkungen über unsere ersten Klassiker, Klopstock, Götthe, Wieland und Schiller; vortrefflich und wahr insbesondere was er von den Göth'schen Romanzen und von seinem Faust sagt. Der Letztere wird auch in der Dichterschule weitläufig analysirt, und zwar, so weit das den Verfasser präokupirende System nicht schneidend eingreift, ganz vortrefflich. Werthvoll ist die gut durchgeföhrte und vollkommen bewiesene Bemerkung, daß Götthe seinen Faust, sein höchstes Meisterwerk, selbst mißverstanden und später erweitert hat, da er doch schon in seiner ursprünglichen Gestalt (1790) vollendet und ein Ganzes war. (Dichterschule S. 351 ff.) Nur gegen Schiller ist er offenbar ungerecht, (über Schillers Wallenstein und Maria Stuart Th. II. S. 65. — Jungfrau v. Orleans ebend. S. 68) dem er allen Dichtergeist abspricht. Diese Kritiken hat Wagner schon unmittelbar nach dem Erscheinen der Schiller'schen Dramen geschrieben, welche wie bekannt mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen wurden, der sich nach bei- nahe einem halben Jahrhundert in keiner Weise verloren hat. Dies möchte wohl dafür bürgen, daß Wagner Unrecht hat, wenn es nicht auch auf anderm Wege bewiesen werden könnte. Auch gegen Turandot zieht er zu Felde (Th. II. S. 78), wobei er gänzlich zu übersehen scheint, daß Schiller nur ein schon verhandenes Drama übersetzt und für deutsche

Bühnen und deutsche Zuschauer überarbeitet hat, so daß sich der Tadel billiger Weise gegen Gozzi wenden sollte. Höchstens durfte er dahin gehen, daß Schiller dieses Werk überhaupt auf das Theater gebracht hat. Jedoch hat der Verfasser auch Gozzi gegenüber Unrecht, dessen nationale Charaktermasken, die doch so vorirefflich sind, ihm ganz unverständlich bleiben, wie ihm die Nationalität im französischen Drama unbekannt und unerklärt geblieben ist. Leicht zu erklären ist hingegen, warum Wagner in diesen und andern Dingen so weit fehlgreift — er wird von seinem System ver- und missleitet. Was nicht hineinpaßt, ist von vornenherein verurtheilt, so Schiller, und wenn er doch nicht umhin kann, dieses oder jenes Gedicht anzuerkennen, z. B. die Romanzen, so müssen sie Nachahmungen Göthe's sein (Th. I. S. 20 Th. II. S. 66), obgleich Göthe nichts Aehnliches gedichtet hat, und gerade jene Dichtungen auf das Entschiedenste das Gepräge des Schiller'schen Genius an sich tragen. Des Verfassers Geist ist so präokkupirt, daß er die Widersprüche nicht sieht, in die er versfällt (Th. I. S. 18 Th. II. S. 65). Auch stimmt es nicht gut zusammen, daß er Schiller vorwirft, durch die Philosophie zur Poesie gedrungen zu sein, während der Verfasser doch selbst Poeten durch die Philosophie erzeugen will. (Was von Poeten zu halten sei Th. II. S. 33. Dichterschule. Vorrede S. Xlll. u. a. a. D. m.) Aber freilich hatte Schiller nicht das wahre System erkannt! — Uebrigens ist er auch gegen Göthe, dessen Meisterschaft er sonst immer ehrend anerkennt, nicht immer gerecht. So behauptet er, daß er, der Dichter des Götz, des Egmont, der Tephigenie, des Wilhelm Meister, unfähig gewesen sei, ein vielfach entwickeltes Ganzes zu organisiren! (Dichterschule §. 221)

Der Aufsatz: „*Gradus ad Parnassum* für deutsche Poeten“ läßt sich höchst angenehm lesen; der alterthümliche naive Chronikenstil ist recht gut durchgeführt

und angewandt; man möchte sich des prächtigen Humors freuen, der darin herrscht, aber leider ist es dem Verfasser mit dem Humor nicht Ernst, sondern mit dem Ernst. Es wird nämlich der Gedanke durchgeführt, daß die Meinung, man müsse zum Poeten geboren sein, alt und falsch sei; es könne vielmehr jeder sich zum Dichter beran bilden. Der Anfang des Aufsatzes führt den Leser irre, er glaubt nämlich eine vortreffliche Ironie darin zu finden, und freut sich derselben, bis ihm endlich klar wird, daß der Verfasser allerdings diese Ansicht habe, was um so weniger den guten Eindruck fort-dauern läßt, als er zum Beweis, wie sehr recht er habe, einige Gedichte zum Besten gibt, die aber keineswegs zu den besten gehören und aus denen deutlich genug erhellt, daß man doch zum Poeten geboren sein müsse, obgleich nicht zu läugnen ist, daß einige von seinen bei verschiedenen Gelegenheiten mitgetheilten Gedichten recht anmutig sind, wie z. B. die *Wolken*, [Th. I. S. 78] mehrere Epigramme [ebend. S. 85 ff.] u. s. w.; aber wir möchten trotzdem dem Verfasser das Distichon zurufen, das er [S. 84] selbst anführt:

Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein.

Indem wir nun zur Dichterschule übergehen, müssen wir auch hier wiederholen, was schon oben gesagt wurde, daß die vortrefflichsten Gedanken und Ansichten, deren Wahrheit alsogleich einleuchtet, durch die Behandlung unendlich viel an ihrem Werthe verlieren. So sind, um nur Einzelnes anzuführen, seine Betrachtungen über das Drama zum Theil nicht bloß sehr interessant, sondern auch wirklich tief gedacht und gediegen, aber nur da, wo das System ihn nicht berührt; wo dies seine Gewalt ausübt — und leider ist dies sehr oft der Fall — da scheint Alles zerfallen zu wollen. Die Dichterschule — zu welcher der Aufsatz: *Die Poesie als wahrhaft freie Kunst in Theorie und Exempeln dargestellt* [Kleine Schriften Th. I. S.

65 ff] als Ankündigung erscheint — will zunächst den schon oben erwähnten Gedanken durchführen, daß der Dichter nicht geboren werde, daß Feder mit Hilfe der Philosophie zum Dichter sich erheben könne. Deshalb beruft sich der Verfasser sehr häufig auf sein „Organon der menschlichen Erkenntniß“ [Erlangen 1830, 8], so daß Manches sogar rein unverständlich wird, wenn man dieses nicht auch kennt. Der Verfasser war dabei allerdings in seinem Rechte; aber er hat gewiß nicht zum Nutzen seiner Dichterschule von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Gedenkst ist diese fortgesetzte Hinweisung immerhin störend. Was aber den Zweck des Verfassers betrifft, den poetischen Schöpfungsgeist zum Allgemeingut aller wissenschaftlich gebildeten Menschen zu machen, so müssen wir von vornherein gestehen, daß uns die Sache bedenklich erscheint, und wäre es auch nur deswegen, weil sich — wenigstens nach der vom Verfasser vorgeschlagenen Methode — Alles in einen seelenlosen, wenn auch denkenden Mechanismus auflöste. Die Poesie wäre dann die vom Taschenspieler durch künstliche Wärme erzeugte Blume, die alle Zuschauer in Erstaunen setzt, die freilich Alles hat, was eine Blume äußerlich darstellt, der aber die Seele — möchte ich sagen — abgeht. Uns ist die natürliche Blume mit ihrem unnachahmlichen Wohlgeruch, den kein Chemiker erzeugen kann, eben doch lieber, lieber selbst als die künstliche, die wir im Schweiße unseres Angesichts hervorbringen könnten.

Abgesehen von dieser seltsamen Idee, die sich zwar durch das ganze Buch hindurch zieht, die aber doch leicht abgetrennt werden kann, da sie doch nur ein wilder Schößling ist, haben wir über die Dichterschule im Ganzen noch Folgendes zu bemerken: So wahr die allgemeinen Grundsätze sind, welche der Entwicklung der einzelnen Punkte vorangeschickt werden, so wenig kann man immer mit der Aus-

führung einverstanden sein. Zunächst erscheinen die Definitionen der verschiedenen Dichtungsarten durchaus willkürlich.

Das oberste Prinzip ihrer Verschiedenheit ist ja ihre Form, ihre künstlerische Erscheinung, nicht ihr Inhalt. Freilich ist jene auch durch diesen bedingt; es läßt sich der epische Stoff als solcher nicht als Drama bearbeiten, und umgekehrt. Dadurch aber wird der Stoff immer noch nicht die Grundbedingung der Eintheilung; denn da die Poesie in der künstlerischen Behandlung des Stoffes beruht, und auf den Stoff, den Inhalt an und für sich Nichts ankommt, weil ihn der Dichter willkürlich bearbeiten und umschaffen kann, er also als der Form durchaus untergeordnet erscheint; so kann er, als Untergeordnetes, nicht als oberster Eintheilungsgrund genommen werden. Weil aber Wagner den Inhalt als solchen aufgestellt hat, so mußte er in Willkürlichkeiten verfallen, weil, wie er selbst öfters ausspricht, jeder Stoff für alle Dichtungsarten vollkommen passen, und man ihn z. B. eben so gut für ein Epigramm verwenden, als zu einem Drama verarbeiten kann. So ist es nicht zu verwundern, daß den Dichtungsarten, wie sie der Verfasser definiert, alle klare Begrenzung fehlt, z. B. dem Drama und dem Roman, die er viel zu beschränkt auffaßt. Es ist zwar richtig, daß nicht Alles als dramatisches Kunstwerk angesehen werden darf, was die Form eines Dramas hat, daß die Eintheilung in Akte und Scenen und die Dialogisirung der Begebenheiten noch nicht ein Drama bildet; zur dramatischen Form gehört eben noch mehr, als dieses, und wenn eine Dichtung nicht Alles in sich vereinigt, was nothwendig vereinigt sein muß, um ein Drama zu gestalten, so ist es eben ein unvollkommen gebliebenes Werk, vielleicht sogar eine Misgeburt. Auch kann es wohl geschehen, daß man von irgend einem Drama behauptet, sein Stoff sei undramatisch; aber das Gedicht deshalb für einen Roman oder irgend etwas Anders zu erklären, ist eben so wenig thun-

lich; es ist auch kein Roman, es ist eben Nichts. Hätte aber der Dichter seinen Stoff zu beherrschen gewußt, so hätte er allen epischen, allen lyrischen Gehalt entfernt, und ihm dagegen dramatisches Leben angeschaffen. Die Novellen der Italiener sind episch, dem Inhalte wie der Form nach; wer aber wird behaupten wollen, daß Romeo und Julie, daß Nathan der Wiese epische Gedichte sind, ob sie gleich aus jenen Novellen gezogen wurden, ihnen also epischer Stoff zu Grunde liegt.

Man muß anerkennen, daß die Dichterschule sehr umfassend ist, daß sie beinahe alle Punkte berührt, welche in einer Poetik berührt werden müssen, daß einige sogar mit einer dankenswerthen Ausführlichkeit, die man vielleicht in keinem andern Buche wieder findet, entwickelt werden. Wir begegnen nicht selten, so z. B. gerade in der Darstellung des Dramas, schätzenswerthen Beobachtungen und feinen, ja tiefen Bemerkungen, die den Leser mit vielem Ungeeigneten zu versöhnen im Stande sind, die aber doch nichts desto weniger den Wunsch rege machen, es möchten diese vortrefflichen Stellen von dem Drucke des Systems befreit sein. Daß manches Alte und längst Anerkannte aufgenommen ist, ist erklärlich, und es darf wohl darüber dem Verfasser kein Vorwurf gemacht werden; auch darüber nicht, daß er Alles, auch das Gewöhnlichste, Alltäglichste in die Sprache seiner Schule einkleidet, wiewohl dies oft genug unangenehm berührt; — aber es ist sein Element, und wir haben eben so wenig das Recht, zu fordern, daß er ein andres wähle, als vom Fisch zu verlangen, daß er auf dem Lande lebe.

Wir schließen mit einer kurzen Analyse der Dichterschule, aus welcher sich die Mehrheit unserer Bemerkungen ergeben wird. Daß wir dabei auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, versteht sich von selbst: wir müssen uns begnügen, die Hauptpunkte anzudeuten.

I) (Einleitung.) — Weltanschauung.

Die Welt ist voll Leben; der Mensch allein erhebt sich zur Idee des Lebens, ist zugleich fühlend und schauend, daher Gottes Ebenbild. — Eine durch erschöpfende Allheit der Idee des Lebens genügende Weltanschauung ist nur in Gott möglich. — Alle menschliche Erkenntniß hat etwas Universelles (a priori) und etwas Individuelles (a posteriori.) — Die älteste Weltanschauung ist religiös. — Der Mensch ist produktiv, indem er die Welt in sein Gefühl und seine Erkenntniß aufnimmt; produktiv, indem er seine Gefühle und Erkenntnisse handelnd und darstellend in die Welt überträgt. — Das Handeln kann die Idee bloß in menschlichen Verhältnissen realisiren; die Darstellung hat die ganze Objektivität zu ihrem Gebiet, und zwar kann sich die Idee

- 1) in der Masse als Gestalt aussprechen,
- 2) durch das Licht mit Gestalten und Farben darstellen;
- 3) im Ton vergegenwärtigen, und endlich läßt sich
- 4) in der Sprache die objektive wie die subjektive Welt nachschaffen.

Demnach sind vier Künste möglich: Plastik, Malerei, Musik und Poesie.

In aller Kunst muß Idee und Erscheinung (Bild) harmonisch zusammenstimmen. Der geistige Blick muß die Welt selbst als ein erscheinendes Ideenleben begreifen — poetische Weltanschauung, wodurch allein ein Kunstwerk möglich wird. — Das Wesen der Poesie ist Verleiblichung der Ideen durch das lebendige Wort. Es muß daher der einem Gedichte zu Grunde liegende Gedanke zur Idee, d. h. zur Universalität erhoben werden, so wie umgekehrt die Idee wiederum ihre Verleiblichung finden, d. h. individualisiert werden muß. Durch solche Individualisirung der Idee wird

jedes Gedicht symbolisch in seiner Bedeutung, und man möchte es für eine Parabel halten. Allein die Parabel, wie auch die Fabel gibt nur Exempel, um das Eigenthümliche des daneben gestellten Begriffes anschaulich zu machen. Die Individualisirung der Idee will aber nicht irgend eine Erkenntniß oder Ueberzeugung bewirken, sondern nur, wie die Natur selbst, ein Produkt für die Anschauung hinstellen und dem Beobachtenden selbst überlassen, den tiefen Sinn dieser Anschauung zu finden. —

Nachdem der Verfasser hierauf über die verschiedenen Arten des Styls und deren Charakter gesprochen, die einzelnen Momente des poetischen Lebens geschildert, und das Nöthige über formelle poetische Darstellung erwähnt; geht er zu dem eigentlichen Zwecke seines Buches über.

II) Die Dichtungsorten.

Die Lebensformen zeigen den Menschen in den Weltverhältnissen handelnd und behandelt; die Poesie nimmt eben daher die Formen ihrer Darstellung, so daß derselben nur vier sein können. (Die Vorliebe des Verfassers zur Vierheit tritt in seinen Eintheilungen glänzend hervor:)

- 1) Die lyrische Poesie, mit ganz subjektivem Charakter, stellt dar, wie das Subjekt sich in den Weltverhältnissen fühlt und sieht.
- 2) Die epische Poesie, mit ganz objektivem Charakter, stellt ein Ganzes solcher Verhältnisse dar, und zeigt allseitig, wie sich in ihnen die Subjektivität handelnd und leidend bewegt.
- 3) Die dramatische Poesie hat die Aufgabe, einen Charakter zu organisiren, der sich in diesen Verhältnissen handelnd Bahn bricht, oder einen Charakter, den diese Verhältnisse ausbilden.
- 4) Die erzählende Poesie, vom Verfasser auch Geschlechtspoesie genannt, deren Aufgabe

es ist, das Individuum durch die Geschlechtsverhältnisse hindurchzuführen.

Das Wesen der lyrischen Poesie liegt in der Abspiegelung objektiver Verhältnisse in der Seele des Dichters; ihre Form [?] ist demnach subjektiv oder individuell. Den Gegensatz macht der Eindruck, den diese Verhältnisse auf Geist und Gemüth des Dichters gemacht, und die Reaktion seiner Subjektivität gegen diesen Eindruck, welche beiden Glieder des Gegensatzes sich in der Bindung ausgleichen, mit welcher der Dichter sich auszusprechen eilt.

1) Die einfachste Reaktion ist der bloße Gedanke, in welchen sich der Eindruck bei dem Dichter verwandelt hat, und der, völlig indifferent bloß als Vorstellung hervortretend, zeigen kann, daß der Dichter den Eindruck aufgefaßt habe — Epigramm;

2) der Eindruck kann aber auch einseitig das Gemüth zu einem Gefühl stimmen — musikalische Poesie,

3) oder den Geist zu einer Ansicht, zur Reflexion gebracht haben — didaktische Poesie;

4) oder es können sich endlich Geist und Gemüth zu einem objektiven Ausdruck vereinigen, zu einer Anschauung oder Scene objektiver Verhältnisse entwickeln — Romanze.

Wir enthalten uns, in die weitere Ausführung einzugeben, da der Raum uns Grenzen auferlegt, die wir nicht überschreiten dürfen; nur so viel wollen wir bemerken, daß die Entwicklung des Epigramms sich auch nach dem, was Lessing und Herder darüber geschrieben haben, gut lesen läßt, wie sie denn zu den bessern Parthien des Buchs gehört. Weniger befriedigend ist dagegen die Auseinandersetzung der musikalischen Poesie, und ganz ungenügend die Darstellung der Romanze, die viel zu beschränkt und doch nicht umfassend genug aufgefaßt ist. Nachdem Echtermayer das Wesen dieser und der verwandten Dichtungsbarten so

überzeugend gründlich auseinander gesetzt hat, sollte man vage und nichtssagende Definitionen nicht mehr zu sehen bekommen.

Die Geschlechts- oder erzählende Poesie hat natürlich wiederum vier Formen; sie erscheint

1) als Idylle, welche den Eintritt in das Geschlechtsleben darstellt,

2) als Roman, dessen Aufgabe es ist, das Liebespiel der Geschlechter anschaulich zu entwickeln;

3) als Familiengemälde, welches die Freuden und Leiden der Ehe darstellt, oder endlich

4) als Biographie (!!), oder Leben, Thaten, Meinungen und Schicksale des durch die Stadien des Geschlechtslebens durchgearbeiteten Menschen.

Auch hier sind die einzelnen Formen viel zu beschränkt aufgefaßt, so wie sie umgekehrt in andere hinübergreifen. So wäre nach dieser Definition der 70ste Geburtstag von Woss, Trin von Kleist und tausend andere ähnliche Dichtungen keine Idyllen; während Götches kleine Dramen, und beinahe die sämmtlichen Lustspiele Kozebues zu den Romanen gerechnet werden müßten. So ist auch dem Verfasser der Don Quijotte des Cervantes kein Roman (§. 235) u. s. w. Im Einzelnen finden wir die trefflichsten Bemerkungen, z. B. die, daß es ein Mißbrauch des Romans sei, wenn man ihn, wie Götthe in den Wahlverwandtschaften, als Behikel benütze, um sein Paternoster von Lebensmaximen und Regeln bequem an den Mann zu bringen, oder wenn ein noch mehr pedantischer Schriftsteller ihn zu einer Kanzel mache, um Lebensweisheit zu predigen. §. 236 S. 187. Uebrigens dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß der Verfasser in diesem Abschnitt das geschlechtliche Verhältniß doch gar zu materiell erfaßt, die ideale Seite desselben, in welcher doch wohl allein das Poetische liegt, gar zu sehr in den Hintergrund stellt. Oder wie lassen sich die Definitionen der Idylle, als die Poesie des Kusses [§. 195], des Romans, als die Poesie

der eingeleiteten Begattung [ebend.] mit einer höhern Anschauung vereinigen? Ohne Zweifel ist der Geschlechtstrieb ein mächtiger Hebel aller Liebesverhältnisse; aber ist er zum Bewußtsein der Liebenden gekommen, wird er nicht vielmehr von der höhern Gefühlswelt ganz zurückgedrängt, so wollen wir von der Poesie der Liebe nicht mehr reden. Und was im Leben gilt, das gilt natürlich in noch höhern Maße von der ideellen, poetischen Welt.

Die dramatische Poesie ist die Poesie des handelnden Lebens und hat die folgenden vier Formen: Das Drama ist

1) *Autodrama*, dessen Thema aus der innern Geschichte eines Menschenindividuums genommen sein muß, wie z. B. der Faust von Goethe (von dem eine interessante und gediegene Analyse gegeben wird). Die Aufgabe des Autodramas ist die Entwicklung eines Charakters; es steht daher auf biographischem Boden, so daß die Biographie das Element des Dramas in sich enthält, und wiederum das Autodrama in die Geschlechterspoesie hinüber greift, gerade wie in der lyrischen Poesie die Romanze schon die Geschlechterspoesie andeutet, und in dieser die Idylle auf der lyrischen Poesie fußt.

2) *Schauspiel*, wenn die Subjektivität des Helden ihre Aufgabe nicht in sich selbst, sondern in Behandlung der Außerverhältnisse zu lösen hat, wie die Jäger von Iffland, welche nur des idealen Standpunkts ermangeln. (Auch von diesen ist eine vortreffliche Entwicklung mitgetheilt). — Zwischen diesen beiden Gattungen stehen zwei Mittelformen.

3) Das *Lustspiel*, welches die Menschennatur in lächerlichem Kampfe mit einem falschen Weltbilde zeigt (— einfache, aber erschöpfende Definition!)

4) Das *Trauerpiel*, welches die Menschenatur im unglücklichen Versuche, mit Menschenhand den Wagen des Schicksals nach Menschenwillen zu lenken, darstellt.

Wir bemerken hiezu nur, daß der Abschnitt von der dramatischen Poesie zu den gehaltreichsten gehört; doch wir haben dies schon oben angedeutet.

Die *epische Poesie* ist die Poesie des Völkerlebens im Großen; sie soll individuelle Zustände, Geschlechts-, Alters- und Standesverhältnisse in einer welthistorischen Auffassung des Völkerlebens vereinigen. Sie ist die höchste Form, in welcher sich die drei andern Dichtungarten als die Formen der Ganzheit wiederholen. Die epische Poesie hat vier mögliche Formen:

1) Die *Fliaide* (Tasso's befreites Jerusalem); d. h. Darstellung einer historischen Bewegung des Völkerlebens, wo die Könige als Männer des Raths und des Schwerts das kriegerische Spiel lenken, weil das Völkerleben im Kriege am höchsten objektiv geworden und in dieser Form eben sowohl die vielfachsten Neuerungen der Individualität, als auch die kräftigsten Erscheinungen eines zu Rath und That verbundenen Gesamtlebens verstattet.

2) Das *Nibelungenlied*; Darstellung des in dem Völkerleben tief eingreifenden Lebens der Fürstenhäuser in ritterlichen Zeiten;

3) Die *Odyssee*; Erzählung der Reiseabenteuer eines vielgewanderten Mannes;

4) Dante's göttliche Komödie; Versuch, für die möglichst reiche Weltanschauung einen Rahmen zu finden.

Dass hier die Sucht, jede Gesamtheit als in vier Theile zerfallend darzustellen, den Verfasser gar arg verleitet hat, brauchen wir wohl nicht erst zu bemerken; es ist auffallend genug. Dass übrigens dieser Abschnitt den andern gegenüber nur einen kleinen Raum einnimmt, überhaupt mager ausgefallen ist, röhrt daher, daß Vieles, was der Natur

nach hieher gezogen werden sollte, in frühere Abschnitte verwiesen werden mußte, wollte der Verfasser anders seinem Systeme treu bleiben.

Lehr- und Lesebuch für die mittlern und oberen Klassen der aargauischen Gemeindeschulen. 3te Auflage. Aarau, gedruckt in der Sauerländer'schen Buchdruckerei. 1843.

Wie der Verf., Herr Seminardirektor Keller in Lenzburg, das Lehr- und Lesebüchlein für die unteren Klassen der aargauischen Gemeindeschulen (S. Schulbl. 1838, S. 4) auf die vier Pestalozzischen Grundpfeiler der Elementarbildung (Wort, Ton, Zahl, Form) zurückgeführt hat, so führt er im vorliegenden Lehr- und Lesebuche für die mittlern und oberen Klassen den Sprachunterricht auf seine natürliche Grundlage — auf die Sprache selbst — zurück. Die Grundsätze, welche er bei dessen Bearbeitung zur Rücksicht genommen, sind in seinem Jahresberichte über den letzten Kandidatenkurs am Seminar (S. Schulbl. 1842 S. 385 u. ff.) ausgesprochen. Denselben zufolge betrachtet er den Inhalt der Sprache als das durchgreifende, allseitige Bildungsmittel des Elementarunterrichts, und von diesem Gesichtspunkte aus muß das vorliegende Buch beurtheilt werden. — Wir geben zunächst einen Ueberblick des Inhalts.

1. Auf Seite 2 und 3 steht das große und kleine lateinische Alphabet, zuerst nach der Formverwandtschaft der Buchstaben, nachher in der altherrgebrachten Reihenfolge geordnet, und zwar in Druck- und Schreibschrift. Hierauf folgen die römischen Zahlen. Auf S. 4 und 5 folgen Silben und Wörter in derselben Schrift.

2. Auf S. 5 beginnt dann der Grundriß einer ganz elementaren Sprachlehre, enthaltend: Eintheilung, Bildung, Biegung und Verbindung der Wörter.